

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

10. Jahrgang | Verlag: Der kleine Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 8

Winter-Landschaft.

Unendlich dehnt sie sich, die weiße Fläche,
Bis auf den letzten Hauch von Leben leer;
Die muntern Pulse stocken längst, die Bäche,
Es regt sich selbst der kalte Wind nicht mehr.

Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eise,
Erstarrt und hungrig, gräbt sich tief hinab,
Und gräbt er nicht heraus den Bissen Speise,
So gräbt er, glaub' ich, sich hinein ins Grab.

Die Sonne einmal noch durch Wolken blitzend,
Wirft einen letzten Blick aufs öde Land,
Doch, gähnend auf dem Thron des Lebens
sitzend.
Trotzt ihr der Tod im weißen Festgewand,

Friedrich Hebbel.

Das Renntier.

Von Erich Dichtl.

Rings um den Nordpol breitet sich ein Gürtel unwirtlichen Landes aus, Schnee- und Eisgefilde, Heide, Moor und Berge, eine Einöde, die sogar die Sonne, die gütige Mutter, nur stiefmütterlich behandelt, die ein halbes Jahr im Halbdunkel schlummert und nur von dem Zauberglanz des Nordlichtes einigermaßen erhellt wird, die Tundra.



Die Nomaden haben längst ihre Wanderung in südlichere Gebiete angetreten, alles zieht und flieht von dannen; selbst der kühne, verwegene Jäger hat sein Revier geräumt. Nur Eisbären und Polarfüchse bewohnen das Land. Ein Schmuck aber ist dem verlassenen Gebiete geblieben, der treue Bewohner, das Renntier, weilt auf seinem heimatlichen Boden. Im Sommer zieht das Renntier, verfolgt von lästigen Insektenschwärmen, in die Hochtundra. In Scharen wandert das Edelwild des Nordens herum, geführt von einem alten Männchen. Vorsichtig wie die Gemse und behende wie der Hirsch, streift es in der weiten Tundra. Bekannt sind ja die Mühen und Strapazen, die der Jäger oft erdulden muß, um das ersehnte Wild zu erlangen.

Schneesturm braust über die winteröde Tundra. Anfangs tauchen nur einige Wolken am Himmel auf, dann aber sammeln und ballen sie sich immer dichter. So ziehen sie dräuend am Himmelszelt dahin, langsam, träge. Da, ein leichter Windhauch, der aber rasch an Stärke zunimmt, und die ersten Flocken fallen. Aus den vereinzelten

Flocken entsteht ein dichtes Gewirr, allmählich verstärkt sich dieses immer mehr, bis die Luft gänzlich von Schneemassen wimmelt. Der Sturm, der immer an Heftigkeit gewinnt, treibt den Schnee bald mit voller Wucht herab, reißt ihn im nächsten Augenblicke wieder hoch empor, sowie die Meereswogen vom Sturm gepeitscht bald hoch hinanschießen, um dann donnernd in die öde Leere zurückzusinken. Stundenlang währt dieses Schauspiel der Natur. Witternd stehen unterdessen die Renntiere und erwarten das Ende des Sturmes. Endlich zeigt sich ein Fleckchen des blauen Himmels, das Schneetreiben läßt nach, in der Ferne tauchen die Gipfel entlegener Gebirgszüge auf, das Wolkenmeer zerreißt, und langsam verziehen sich die einzelnen Massen. Stille herrscht ringsum, Schnee und Schnee, soweit das Auge reicht.



Wie dunkle Schatten ziehen da die Renntiere dahin. Da hat nun die gütige Mutter Natur diese Tiere so ausgestattet, daß sie auch in dieser harten Zeit ihre Nahrung finden können. Das Haupt des Männchens wie des Weibchens trägt **ein starkes Geweih.** Dieses ist zwar mächtig, zeigt aber nicht die edle Form, die wir beim Hirschgeweih bewundern. Dies hängt eben mit der Bestimmung des Geweihes zusammen; denn mit den breiten Schaufeln, den vordersten Enden, entfernt das hungrige Tier den Schnee und sucht die Flechten, die einzige Nahrung des nordischen Wildes.

Außer den Naturgewalten und dem Menschen hat das Renntier noch viele Feinde, von denen der Wolf der gefährlichste ist. Ständig stellt er dem Rudel der Renntiere nach, am meisten aber im Winter nach frischem Schneefall. Dann sinkt das durch Hunger entkräftete Wild tief ein, ermüdet leicht und wird so dem hungrigen Raubtier leicht zur Beute. Bei hartem Krustenschnee kann der Wolf dem Renntier nicht viel anhaben, mutig stellt sich der Hirsch dem Wolfsrudel, mit seinem Geweih jeden Angriff abwehrend.

Merkwürdig ist bei dem Renntier die Erscheinung, daß es im gezähmten Zustande, dem Haushalte des Menschen in jeder Beziehung angepaßt werden kann, während es im wilden Zustande ungemein scheu und deswegen auch sehr schwer zu jagen ist.



Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

Von Wilhelm Pültz.

Ludwig, der Fromme, des großen Kaisers Karl jüngster Sproß, ritt einst mit seinen Mannen zum fröhlichen Weidwerk. Das war, als die Schwalben längst nach dem Süden gezogen waren und der Winter seine weiße Decke um den Leib der Erde gebreitet hatte. Die Rosse schnaubten in die frostkalte Winterluft, aber des Kaisers Augen leuchteten und sprühten heiße Jugendkraft. Den weißen Hirsch galt's zu erjagen, der stolz und mit strahlendem vielzackigen Geweih in die Hildesheimer Jagdgehege gebrochen war.

Und es geschah, daß die Jagdhörner mit lautem Widerhall zu Wegfahrts Rast riefen. Und Kaiser Ludwig tat seinen Mannen kund, daß er bei der Verfolgung des flüchtigen Wildes sein güldenes Kreuz, das ihm vor allen lieb sei, verloren habe. Wer es fände, dem werden königliche Ehren zuteil.

Da stiegen die Mannen von den Rossen und stapsten durch den verschneiten Winterwald die Hänge hinan, des Kaisers güldenes Kreuz zu finden.

Einem silbernen Märchen gleich hing um die Suchenden der Hochwaldsfriede. Die graue Eule Dämmerung schlug ihre Schwingen, und um die Stämme wob die Nacht ihr schwarzblaues Band. Kein Ruf zerschnitt die Stille, und die Mannen tappten durch den knietiefen Schnee wie abgestorbene Seelen, die nach dem Frieden suchen.

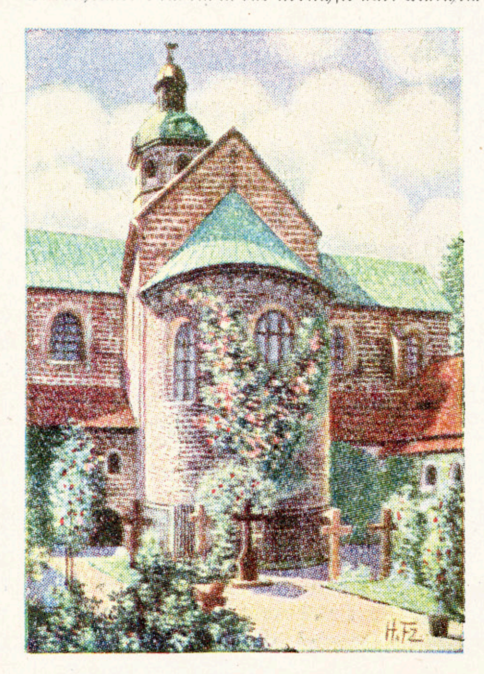
Da leuchtete aus dem Dämmerdunkel der Tannen ein Stern mit hellem, lichtem Schein. Der fiel in alle Herzen, und als die Mannen eilten, geschah das Wunder: Mitten in der verschneiten Hochwaldsilbermärchenpracht lag eine lenzlichtgrüne Waldaue, und auf ihr blühte ein Dornrosenstrauch. Das Glänzen aber, das in alle Herzen fiel, kam von dem güldenen Kreuz, das an den blühenden Rosenranken hing.

Erschauernd sank der Kaiser auf die Knie nieder, die Mannen knieten am Waldgrund und neigten das Haupt. Um sie her war es wie Singen der Weihnachtsglocken, und in ihre Herzen sank der Stern, der über Bethlehems Stalle stand.

Der Kaiser senkte das Haupt und küßte den Waldgrund, dem die Ros' entsprossen, hob seine Hände gen Himmel und rief: „Herr, wundersam sind deine Wege. So will ich an dieser geheiligten Stätte einen Dom aufrichten, der allerweg von deiner Güte künden soll!"

Also geschah es.

Hochauf reckten sich die gewaltigen Mauern des Hildesheimer Doms, und die Wildrose wuchs und wuchs, umschlang die Chorwände und hüllte den Hildesheimer Dom ein in das lieblichste aller Märchen.



Der Herr der Elemente



Eine phantastische Geschichte. Von Walter Heichen.

Bisheriger Verlauf der Erzählung.

Matrosen sehen im Wasser ein seltsames Wesen treiben, das ein Mensch zu sein scheint und offenbar doch nach Belieben tauchen und unter Wasser verweilen kann. Sie wollen es fangen, aber es entzieht sich ihnen, indem es in der Flut verschwindet. Es ist der Kapitän eines Unterseebootes, der eine neue Taucherausrüstung erfunden hat, die es ihm ermöglicht, unter Wasser zu atmen und zu leben, ganz wie ein Fisch. Er hat sein gesunkenes U-Boot gesucht und gefunden. Jetzt taucht er zu ihm hinab, stellt fest, daß es durch einen großen Riß in der einen Wand unbrauchbar geworden ist, dringt in das Innere und findet dort fünf seiner Leute noch am Leben. Vier steigen mittels der Taucherausrüstung zur Oberfläche, in der Hoffnung, durch ein vorüberkommendes Schiff gerettet zu werden. Der Kapitän mit einem einzigen bleibt zurück. Plötzlich hebt ein Seebeben eine kleine Insel aus der Tiefe zum Meeresspiegel empor, mit ihr steigt das U-Boot ans Licht.

4. Kapitel (Fortsetzung).

Was es aber vor allen Dingen den Blicken der beiden Einsamen zum Gegenstande der Verwunderung machte, das waren die unzähligen Muscheln, die es von oben bis unten bedeckten. So fest und dicht schlossen sich die Schalen aneinander, daß sie das Wrack wie ein Panzer einhüllten. Sie machten den ganzen Rumpf von oben bis unten zu einer stachligen, höckerigen Kruste, die im Sonnenlicht und dem noch immer an den Seiten herabrieselnden Wasser in allen Farben des Regenbogens schillerte. Dieser weiche opalisierende Perlmutterglanz gab dem ungefügen, einem riesigen Bottich ähnlichen Dinge einen wundersamen Anblick, der minutenlang die Augen der beiden Beschauer festhielt. Die strahlende Sonne in den Tropen in Verbindung mit den schillernden Farben der Perlmuttermuscheln waren von überwältigender, phantastischer Wirkung.



„Erstaunlich!" rief der Kapitän. „Soviel ich vom Schiffsbau weiß, muß dieses Ding aus dem 16. Jahrhundert stammen."

„Eine seltsame Nachbarschaft. Hier das alte, zum größten Teil aus Holz gebaute Fahrzeug längst vergangener Tage und da drüben das Fahrzeug der Zukunft, das Unterseeboot der neuesten Bauart, von einem selbst



. . . . an diesem Stumpf lehnte ein Ding, das die Form . . . . .

in unserer Zeit noch unbekanntem Ausmaß, versehen mit allen Neuerungen und Verfeinerungen der Technik! Still liegen sie nebeneinander, beide vom Ozean zerbrochen, das große, ausgeklügelte U-Boot so gut erledigt wie das primitive, von Segeln und Rudern bewegte Holzschiff! Was bedeutet all unser Mühen und Streben?"

„Wenn Sie meinen, Kapitän, es sei ein Schiff der Spanier oder Portugiesen," lenkte Toba die träumerischen Gedanken seines Meisters zur Wirklichkeit zurück, „so sollten wir hineingehen und uns drinnen umschauen! Vielleicht ist es zufällig eines der Schiffe, auf denen die Eroberer von Mexiko oder Peru die erbeuteten Goldschätze nach Hause schaffen wollten. Viele dieser mit Reichtümern überladenen Fahrzeuge sollen gesunken sein und noch heute an unbekannten Stellen des Meeres liegen."

„Da kannst du wohl recht haben," antwortete der Kapitän, „und wenn ich auf deine Schultern steige, wird es mir ein leichtes sein, den Bordrand zu erreichen."

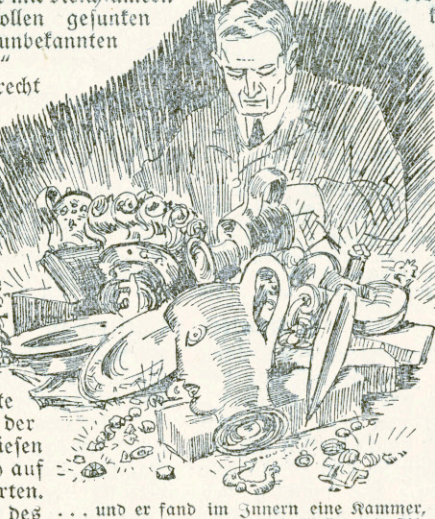
Während dieses Gespräches waren sie ganz nahe an das Muschelschiff herangetreten. Toba verschränkte die Hände auf dem Rücken, der Kapitän setzte den Fuß in diesen Steigbügel und schwang sich auf die Schultern seines Gefährten.

Er hatte jedoch die Höhe des Fahrzeugs um ein weniges unterschätzt, seine Hände reichten nicht ganz zum Bordrand hinauf. Er griff in die Muschelschalen, die so fest saßen, als seien sie in Eisen gefügt. Sie waren schlüpfrig und dabei messerscharf, aber das kurze Stückchen, das ihn noch vom oberen Bordrand trennte, konnte er ohne Schwierigkeiten hinaufklettern, wie an zackigen Steinen.

Hier oben war der Anblick fast noch wundervoller als an der Außenseite. Die Plattform des Decks war ebenso dicht mit Muscheln überzogen. Zwischen ihnen rankten sich zahllose Zweige milchweißer Korallen; und hier und dort leuchteten Seepflanzen von prachtvoller Färbung, deren Arten dem Kapitän unbekannt waren; an einigen Stellen hingen dicke Büschel von Tang, zart und fein gebildet wie Farnkraut.

Von den Planken war nichts zu sehen, und sicherlich würden mehrere Arbeiter tagelang mit Äxten und Picken zu tun gehabt haben, um den dicken Überzug von Muscheln und Meeresgewächsen zu entfernen.

Im Begriff, den Fuß auf das Deck zu setzen, hielt der Kapitän betroffen inne. Von unten hatte er nicht bemerken können, daß noch ein Maststumpf vorhanden war, wie alles andere mit demselben versteinerten Überzug bedeckt. Und an diesem Stumpfe lehnte ein Ding, das die Form eines menschlichen Gerippes hatte. An Land hätte man es für Spielwerk von Kinderhand halten können, aus Muscheln zusammengesetzt, wie das junge Volk aus Schnee die Karikatur eines Menschen formt. Dort oben aber, mitten im weiten Meere, auf dem Deck eines Schiffes, das vor kurzem erst aus der Tiefe des Ozeans herauf gekommen war, in der es Hunderte von Jahren gelegen hatte, wie von Wassernixen behängt und bekleidet mit dem seltsamsten Zierat der Fluten, bot es einen grausigen Anblick. Ohne Zweifel war dieses Ding einmal ein Mensch gewesen; vielleicht hatten ihn seine Gefährten, kurz bevor das Fahrzeug unterging, zur Strafe für irgendein Vergehen an den Mast gebunden und in der Bestürzung des Schiffbruches vergessen, ihn freizulassen.



. . . und er fand im Innern eine Kammer, die von oben bis unten mit Gold- und Silbergerät angefüllt war.

Ein Schauder rieselte über den Kapitän hin.

„Wer weiß," sprach er zu sich selbst, „vielleicht bist du der Herr dieses Schiffes gewesen, und deine Leute haben sich gegen dich empört. Vielleicht auch hast du ihnen befohlen, dich festzubinden, weil du dein Schiff nicht verlassen wolltest, wie auch ich unten in meinem Boote bleiben wollte, um seinen Untergang nicht zu überleben. Nach mehr als einem halben Jahrtausend stellst du dich nun den Blicken eines Menschen dar. Wer weiß, vielleicht findet man dereinst auch meine Gebeine im Innern meines Bootes, in dem ich mich als Herrn des Meeres fühlte! Und das Werk meiner Kunstfertigkeit und meines Wissens, auf das ich so stolz war und das jetzt zwischen den Klippen hängt, erscheint unsern späteren Nachfahren dann wohl auch so überlebt, so klein und nichtig wie dieses Schiff, mit dem du über das Weltmeer in unbekannte Fernen gezogen bist!"

Er schwang sich wieder über den Bordrand, und ohne Toba zur Hilfeleistung anzurufen, kletterte er an den scharfen Muscheln hinunter.

Er berichtete seinem Gefährten, was er da oben gesehen hatte.

„Lassen wir es für heute", setzte er hinzu. „Ich bin nicht in der Stimmung, jetzt gleich in das Innere dieses Schiffes einzudringen. Wir werden Zeit genug haben, sein Geheimnis zu erforschen. Zudem wird es Abend, und wir müssen aus dem Boote Werkzeug herschaffen, um uns den Weg durch die Luken zu bahnen. Alles ist von Muscheln dick überwachsen. Sicherlich ist es eine spanische oder portugiesische Galione. Man kann vom Deck aus seine Form besser überblicken als hier unten. Birgt es Gold in seinem Bauche, so soll der Fund mir willkommen sein. Denn ich hoffe noch immer, Toba, daß es mir vergönnt sein wird, davon Gebrauch zu machen."

Mit diesen Worten traten sie den Rückweg an. Nacht war es, als sie das U-Boot erreichten. Am tiefdunklen Himmel erschienen die prangenden Sternendiademe des Südens. Nichts unterbrach das Schweigen der unendlichen Einsamkeit als das leise Plätschern der Wellen an den Klippen von Susanoo.

Fünftes Kapitel.

Die Einsamen.

Als sie am andern Morgen zu der Sandbank zurückkehrten, bot sich ihnen ein unerwarteter Anblick. Im flachen Wasser lagen zwei Menschengestalten in die Taucherkleidung des Kapitäns gehüllt, anscheinend leblos. Sie sprangen hinzu, zogen sie an Land, rissen ihnen die Kappen ab und öffneten den Anzug. Der Kapitän neigte sich auf die Brust der beiden Gestrandeten und lauschte.

„Sie leben noch!" rief er aus.

Er flößte ihnen ein wenig von dem Weine ein, den er zur Zehrung für sich und Toba mitgenommen. Da schlugen sie die Augen auf, sogen tief die frische Luft ein und erwachten zum Bewußtsein.

„Schogo! Kubo!" rief der Kapitän ihnen zu. „Ihr seid gerettet!"

Sie richteten sich auf und starrten mit gläsernen Blicken um sich her. Ein Schauer schüttelte ihre Glieder, sie sanken wieder zurück, sie waren zu schwach, um zu sprechen. Der Kapitän reichte ihnen von dem Gebäck, das er bei sich trug, und sie verschlangen es gierig.

Ganz allmählich schien ihnen die Erkenntnis zu kommen, daß sie auf festem Lande seien, vereint mit den Gefährten, die sie vor kurzem verlassen hatten, um sich dem Meere anzuvertrauen. Und Schogo, der größere und kräftigere der beiden, begann zu erzählen. Mit matter, heiserer Stimme berichtete er, wie es ihnen seit der Trennung ergangen war. Sie seien beide zusammengeblieben, er und Kubo, während sich die anderen in verschiedener Richtung entfernt hätten. Dann sei mit einem Male das Wasser in wilde Erregung geraten, und sie hätten sich kaum in den Wellen halten können.

„Wir wurden furchtbar hin und her geworfen und waren bald nahe daran, die Besinnung zu verlieren, als plötzlich ein Strudel uns in die Tiefe riß. Ohne daß wir wußten, wie uns geschah, wurden wir in weitem Bogen durch die Flut gespült und gegen zackige Klippen gedrückt, an denen wir uns festhalten konnten. Wir hatten einander die Hände gereicht, um uns nicht zu verlieren, denn wir hatten uns beide gelobt, wenn es sein müßte, zusammen zu sterben. Zwischen den Klippen erspähten wir eine grottenartige Vertiefung, in die wir hineinschlüpften. Hier waren wir zum wenigsten vor dem schrecklichen Aufruhr der Flut geborgen. Zu früh wagten wir uns hinaus, in der Hoffnung, daß diese Klippen zu einem festen Land gehörten und wurden wieder die Beute der Wogen. Wie lange wir ihnen noch zum Spielball gedient, weiß ich nicht. Kubo war schon besinnungslos geworden, aber ich hielt noch immer krampfhaft seine Hand umklammert, dann schwanden auch mir die Sinne. Ein unfaßbares Wunder dünkt es mich, daß wir beide mit dem Leben davongekommen sind und uns jetzt bei Ihnen und Toba auf einer Insel befinden, von der wir zuvor nichts gesehen hatten".

„Und von den andern beiden wißt ihr nichts?" fragte der Kapitän.

„Nein wir haben sie rasch aus den Augen verloren, und ich glaube nicht, daß sie den Sturm überlebt haben."

Er brachte mit Tobas Hilfe die beiden Geretteten, die sich kaum auf den Füßen halten konnten, in das Boot und wies ihnen die Lagerstätte an, die er und sein Gefährte sich dort zurechtgemacht hatten. Während er sie notwendiger Ruhe überließ, kehrte er mit Toba zu dem Wrack zurück. Es gelang ihm, sich einen Weg durch die Luken zu bahnen, und er fand im Innern eine Kammer, die von oben bis unten mit Gold- und Silbergerät angefüllt war.

Seine Vermutung, das Schiff sei von den Gestaden Mexikos oder Perus auf der Fahrt in die Heimat in diese Gegend des Meeres verschlagen, schien das Rechte getroffen zu haben. Der Schatz, den es barg, stammte wahrscheinlich aus dem alten Reiche der Azteken Montezumas oder des Sonnensohnes Atahualpa. Ein ungünstiges Geschick hatte nicht gewollt, daß er in die Hände des abendländischen Kaisers falle, dem er zugedacht war.

(Fortsetzung folgt.)



Rodeln.

Von AD. HOLST.

Kinder, es schneit!
Nun ist's soweit:
Her mit der Pudelmütz',
Aus der Tür wie der Blitz!
Keiner hockt mehr zu Haus —
Rodler, heraus!

Fritze, hurra!
Bist du schon da?
Häng' deinen Schlitten an,
Machen wir Eisenbahn,
Blitzzug —! Da freust du dich!
Lenken tu ich!

Hui! wie das saust!
Knattert und braust!
Vor uns und hinterher
Wirbelt das Flockenmeer —
Alle Bein' in die Höh' —
Rein in den Schnee!

Bahnfrei! hallo!
Brems doch nicht so!
Geht's um die Ecke 'rum,
Schmeißen doch alle um,
Zappeln wie'n Spatz im Nest —
Fritze, halt fest!

Hoppla —! mein Schreck!
Fritze ist weg!
Fahr' ich fidel allein
In Pastors Zaun hinein,
Mitten im Brombeerstrauch
Bums —! lieg ich auch.

Heißa — juchhe!
Weiß ist der Schnee!
Sommer ist auch ganz schön,
Aber so rodeln gehn
Bis in den Abend spät —
Nichts drüber geht!



Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

Gewöhnlich wird das Hermelin mit dem Wiesel verwechselt, auch oft „Großes Wiesel“ genannt. Doch hat es mit dem Wiesel nichts gemeinsam. Es ist eine kleine Marderart und erreicht eine Länge von 36—40 cm, von welchen 7—13 auf den Schwanz treffen. Im Sommerkleid ist die Grundfarbe der Oberseite ein mehr oder weniger helles Braun, die der Unterseite weiß mit einem Stich ins Gelbliche. Der Schwanz besitzt eine schwarze Spitze. Der Winterpelz zeigt ein einfarbiges Weiß, nur die schwarze Schwanzspitze ist geblieben.

Das Wohngebiet dieses schlanken, beweglichen, spitzköpfigen Tieres erstreckt sich über Europa, mit Ausnahme der drei Halbinseln und des Balkans, ferner auf Vorder- und Mittelasien bis zur Ostküste Sibiriens und bis Nordamerika. In Deutschland kann man das Hermelin als häufig vorkommend bezeichnen. In jeglichem Gelände ist es anzutreffen. Sein Domizil schlägt es in Felsengeklüft, Mauerlöchern, hohlen Bäumen, Maulwurfsröhren und anderen Erdlöchern, besonders in den Uferböschungen der Bäche auf. Im Winter geht es mehr in die Siedelungen der Menschen, in Scheunen und Ställe, in denen es Wärme und Beute findet.



Das Wesen des Hermelins ist Beweglichkeit, gepaart mit Vorsicht. Auf dem Boden, auf dem es sich meistens aufhält, bewegt es sich sehr gewandt und schnell. Selten klettert es auf Bäume. Es schwimmt vortrefflich und scheint mit dem beweglichen Elemente sehr vertraut zu sein. Es schlüpft durch die feinsten Ritzen und Löcher. Wenn es ihm nur gelingt, den spitzen schmalen Kopf hindurchzuzwängen, so folgt der schlanke Leib mit leichter Mühe. Die geistigen Fähigkeiten des Hermelins sind hochentwickelt, und List und Schlauheit verraten bereits die im verhaltenen Feuer glühenden Kohlenaugen, besonders wenn es, seine Umgebung musternd, auf den Hinterbeinen steif wie ein Stock dasteht, um möglichst über die Vegetation hinwegsehen zu können.

Nutzen stiftet das

Hermelin im Leben durch recht ergiebigen Mäusefang, und nicht selten kann es der auf Hasen anstehende Jäger am Abend der Mäusejagd mit Geschick obliegen sehen. Nach seinem Tode spendet es dem Menschen sein begehrtes Pelzwerk, für dessen Erlös immerhin die Mühewaltung seiner Jagd entschädigt. Maulwürfe und Hamster gehören ebenfalls zu seiner Nahrung. Allen Kleinvögeln, die auf dem Boden umherhüpfen, also besonders Sperlingen, Amseln, Goldammern, Lerchen und allen Erdbrütern trachtet es blutgierig nach dem Leben. Auch nimmt es der Lerchen Eier aus dem Erdneste. Schlangen und Eidechsen fallen ihm ebenfalls zum Opfer. Zum großen Leidwesen des Kleintierzüchters bricht es selbst durch die kleinste Ritze in Ställe ein und tötet hier alles Leben, das es erreichen kann. Den Rekord dürfte ein Hermelin aufgestellt haben, indem es zweiundzwanzig Tauben an einem Morgen abwürgte um deren Blut aus der Schlagader zu saugen. Auch den Kaninchenbeständen kann es gefährlich werden. Die Niederjagd brandschatzt es besonders dadurch, daß es Hasen auf den Nacken springt und deren Schlagader durchbeißt, so daß sie tot niederstürzen. In Setzlingsteichen kann es großen Schaden unter den Brütlingen anrichten. Doch muß der Fischer stets bedenken, daß es der größte Feind der Wasserratte ist und diesen Fischräuber tötet, wo es ihn immer finden kann.

Lehrer und Erzieher über die Kinderzeitschriften „Der kleine Coco" und „Fips".

✱

„Der kleine Coco" und „Fips", die beiden Zeitschriften zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend, sind meinen Schülern liebe Bekannte.

Neben dem guten textlichen Inhalt erregen naturgemäß die humoristisch gehaltenen Illustrationen das Hauptinteresse; und nur auf diesen einen Punkt möchte ich nachfolgend etwas näher eingehen.

Die wirklich kindgemäßen und meist mit verblüffend einfacher Linienführung dargestellten Abbildungen fordern den Schüler geradezu heraus, seinem eigenen Gestaltungstrieb anregend und befruchtend Raum zu geben.

Ganz besonders zeigt sich dies beim phantasiemäßigen Darstellen gefühlsbetonter Stoffe, das im bildhaften und werklichen Schaffen des Kindes seinen augenfälligsten Niederschlag findet und mir und der ganzen Klasse stets neue Freude macht.

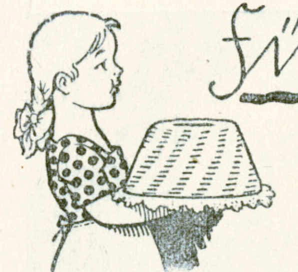
Ich benutze daher jede Gelegenheit, gerade im modernen Zeichenunterricht, der neben anderen Zielen auch Gemüt und Phantasie des Kindes nicht zu kurz kommen lassen möchte, meinen Schülern durch den Hinweis auf gute Vorbilder und neue Ideen die nötigen Anregungen zu vermitteln und komme dabei gerne auf den „Kleinen Coco" und „Fips" zu sprechen.

Daß der neue, 10. Jahrgang des „Kleinen Coco" mit seinen kindertümlich-farbenfrohen Buntdrucken geradezu künstlerisch anmutet und die Entwicklungskräfte des Kindes in noch weit höherem Maße als die seither erschienenen Bände beeinflussen wird, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Die neuen Nummern wurden mit großer Begeisterung aufgenommen.

Heidenheim. Georg Gabler, Oberlehrer.

Für die Mutter



Koch-Rezepte.

Gold und Silber. (Möhren und weiße Bohnen.) Zutaten: ½ Pfund weiße Bohnen, 1½ Pfund Möhren, 2 Pfund Kartoffeln, 60 g „Rama butterfein" zum Bräunen von zwei Eßlöffel Zwiebelwürfeln. Essig, Salz und Zucker nach Geschmack.

Die am Abend vorher verlesenen und kalt eingeweichten weißen Bohnen werden am anderen Morgen im Einweichwasser weichgekocht. Inzwischen läßt man die geputzten, und in Würfel geschnittenen Möhren, sowie die Kartoffeln (ebenfalls würflig geschnitten) weichkochen, mischt dann alles zusammen, schmeckt mit Salz, Essig und Zucker süßsäuerlich ab und reicht das Gericht mit in „Rama butterfein" gerösteter Zwiebel überstreut auf tiefer Schüssel. Passende Fleischbeilagen: Bratwurst, Fleischklopse oder Siedewürstchen.

Irish-Stew. 1 Pfund halbfettes knochenloses Hammelfleisch schneidet man roh in grobe Würfel. Dann hobelt man 1 Pfund Weißkraut grob und schneidet 2 Pfund große Kartoffeln in Scheiben, die man mit Salz und Pfeffer untermengt, eine würflig geschnittene Zwiebel röstet man in zwei Eßlöffel „Rama butterfein" gelblich an. Dann füllt man eine eingefettete Puddingform oder einen hohen verschließbaren Topf schichtweise abwechselnd mit dem Fleisch, dem Kohl (diesen mit je einer Messerspitze Kümmel bestreuend) und den Kartoffeln, streut die Zwiebelwürfel dazwischen, stäubt Pfeffer oder wenig Paprika darüber und gießt über das Ganze etwa ⅜ Liter Fleischbrühe oder heißes Wasser und läßt das Gericht festverdeckt 2¼ Stunden im Wasserbad kochen. Das Gericht wird recht heiß in tiefer Schüssel aufgetragen.

Praktische Winke.

Das Schlüsseltäschchen für Herren.

(Zur Schonung der Kleidung.)

Die meisten Herren haben die Angewohnheit, das Schlüsselbund zum heimlichen Aerger der Hausfrau, in der Beinkleid-, Ueberzieher- oder Jakettasche zu verwahren. Durch dieses ständige Tragen des Schlüsselbundes werden diese jedoch sehr bald fadenscheinig, da die Schlüssel mit ihren scharfen „Bärten" das Gewebe ständig reiben, bis es schließlich mehr oder weniger große Löcher aufweist, die der ausbessernden, nimmermüden Hand der Hausfrau bedürfen. Um nun diesem Uebel vorzubeugen, sollte die Hausfrau ein Schlüsseltäschchen zum Aufbewahren und Tragen des Schlüsselbundes in diesem anfertigen, und zwar am besten in der viereckigen gewöhnlichen Kuvertform mit Druckknopf geschlossen, das man aus schwarzen, Tuch- oder Samtresten, Plüsch, Rips und ähnlichen festen Stoffen anfertigen kann. Wird es innen mit einem farbigen kräftigen Satinfutter (nicht Seide, da diese zu schnell verschleißt) ausgefüttert, so bekommt es ein gefälliges Aussehen und findet den Beifall der mehr oder weniger eitlen Hausherrn und -Söhne.

Doch auch die Hausfrau sollte sich ein derartiges Schlüsseltäschchen für eigenen Gebrauch anfertigen, da es, darin das Schlüsselbund geborgen, in der Handtasche, das Beschädigen des Tascheninhaltes, wie Spiegel, Taschenfutter usw. verhütet.

Tevera.



Das Steinkohlenmärchen

Von Felix Siegel.

Zeichnungen von Professor H. Stockmann.

Es war einmal ein großer, prächtiger Wald, viel größer und bunter, als ihn du oder ich je gesehen haben. Die Bäume waren so hoch wie heute die Kirchtürme und sahen ganz anders aus als die, welche wir kennen. Etwa wie Farne waren sie oder wie riesiges Binsenkraut. Es gab wohl auch Blumen in jenem Wald, rote, blaue und gelbe, voll süßen, schweren Duftes, und sie rankten sich an den mächtigen Stämmen empor, erglänzten zwischen dem Gefieder der Bäume und zogen sich als Gewinde von Ast zu Ast. Aber da waren weder Hirsche noch Hasen, weder Eichkätzchen noch Vögel. Ganz still war es im Walde, nur die Käfer summten, und bisweilen fuhr der Wind durch die Kronen der Bäume und ließ sie erzittern.

Es ist lange her, daß dieser Wald auf der Erde stand, viel länger, als Menschen denken können. Damals war es heiß, auch bei uns im Norden gab es weder Winter noch Schnee. Und in dieser drückenden Hitze stand der Wald, eingehüllt in den Dunstschleier, der aus seinen Tümpeln aufstieg. Ein richtiger Zauberwald war es, erfüllt von leuchtenden Farben und berauschendem Duft. Seltsame Geschöpfe hausten in den Tümpeln, richtige Drachen, wie wir sie bisweilen auf den Bildern sehen, mit plumpem Leib und langem, schuppigem Hals. Und sie alle hat die Hitze vernichtet, vor langer, undenkbar langer Zeit, zusammen mit den Bäumen, den Blumen, den Käfern und Spinnen.

Alles, was von jenem Walde übrig blieb, war eine glänzende schwarze Masse, hart wie Stein, die ihre eigene Schwere immer fester zusammenpreßte. Neue Bodenschichten legten sich darüber, aus denen Gras und Kräuter emporwuchsen und ein neuer, freilich viel ärmerer Wald.

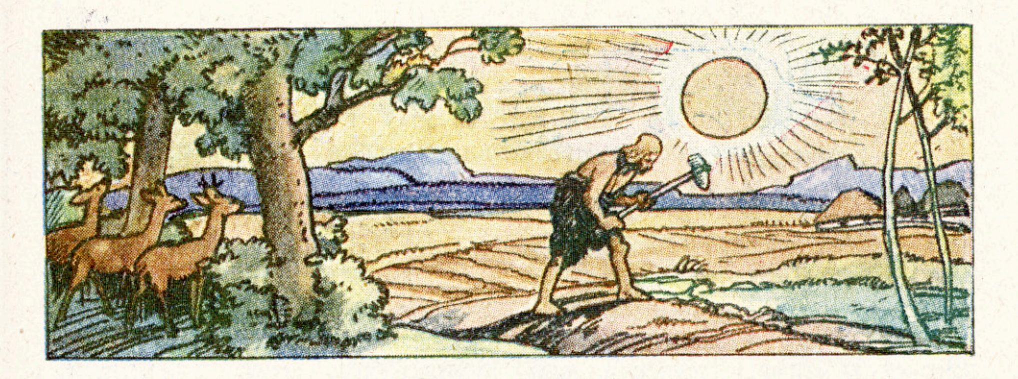
Tief in der Erde lag nun die Kohle und träumte. Von den Tagen droben im Licht, von den prächtigen Farben und süßen Düften. Und es war ihr, als ob sie diese noch immer in sich trüge, irgendwie verborgen unter ihrem schwarzen, schmutzigen Kleid. Aber niemand kümmerte sich um sie, sie war erledigt, abgetan, vergessen.

„Was willst du von mir, Mutter Erde, daß du mich hier gefangen hältst?" fragte die Kohle. „So viel Kraft ist noch in mir aus jenen herrlichen Tagen."

Die Erde schwieg. Aber droben im Licht ritzte der erste Pflug den weichen strotzenden Boden.

Es sah nun ganz anders aus hier oben, als zu jener Zeit, da die Kohle noch ein prächtiger Wald gewesen war. Der Mensch war gekommen und fing an, die Felder zu bebauen. Es gab kühlen Herbstwind und lange, kalte Winternächte, da alle Wärme und alles Licht aus der Welt verschwunden





schien. Der Mensch behalf sich, so gut es eben ging. Baute Hütten und nützte das Holz aus den Wäldern zu Feuer und Licht. An die Kohle dachte er nicht, kannte sie kaum. Sie war ein spröder, schwarzer Stein, nicht einmal Häuser konnte man daraus bauen. Was sollte er damit?

Es dauerte lange, bis der Mensch den richtigen Gebrauch der Kohle fand. Dann wärmte sie seine Zimmer und in den Öfen knisterte und sprühte es. Die Flammen flackten auf aus dem dunklen Stein, stiegen in die Höhe wie Baumstämme, breiteten sich aus wie wiegende Kronen. Der Wald wurde wieder lebendig, der alte Steinkohlenwald und erglänzte nun in den Farben des Feuers wie früher einmal im Sonnenlicht.

Immer lieber wurde den Menschen die Kohle und immer mehr wußten sie damit anzufangen. Jetzt trieb sie ihre Maschinen, und die Lokomotiven, fast anzusehen wie jene vorweltlichen Ungeheuer, welche die Tümpel des Zauberwaldes bewohnten, zogen ihre Kraft aus den schwarzen, schmutzigen Steinen. Es wurde hell in den Häusern und auf den Straßen, wenn sich die Winternächte herniedersenkten. Das Leuchtgas war erfunden worden und auch dieses kam aus der Kohle. Sobald die Sonne den Menschen im Stiche ließ, schenkte ihm der alte Wald zwei Dinge, die er am notwendigsten braucht: Wärme und Licht.

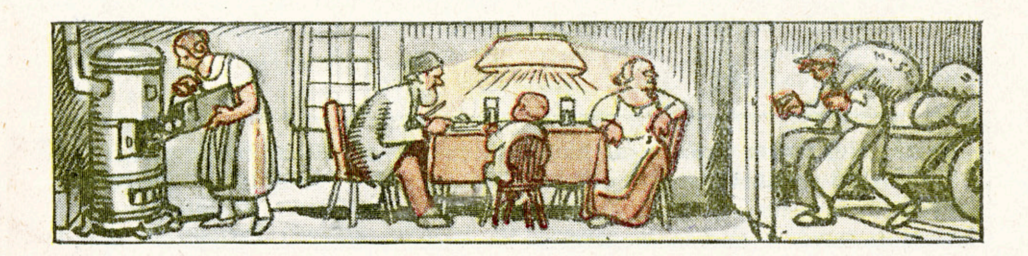
Doch dabei blieb es nicht. Man lernte die Kohle noch besser zu verarbeiten, noch mehr aus ihr zu ziehen. Und was man jetzt gewann, waren Farbstoffe, so leuchtend und schön wie die Farben der Blumen im Steinkohlenwald und Wohlgerüche, die dem Duft der Blüten in jenen alten Tagen gleichkommen. Alles löste sich wieder aus den schwarzen Steinen, was sie ausgezeichnet hatte, als sie noch junge, üppige Pflanzen gewesen waren. Alles, die Wärme und das Licht, das sie umgab, der Dufthauch, den sie ausströmten, die Farben, die sie zierten.

Ungezählte Jahre, länger, als Menschen denken können, war es verschlossen geblieben in einem harten, schwarzen Stein. Jetzt wurde es frei, half dem Menschen in seinem Kampf ums Dasein, ließ ihn Kälte und Finsternis überwinden und gab ihm die Möglichkeit, in warmen, lichten Räumen hellen Gedanken nachzuhängen und so alles Kalte und Dunkle immer mehr aus der Welt zu vertreiben.

Unablässig, Tag und Nacht arbeiten nun die Menschen, um die Kohle ans Tageslicht zu schaffen. Erinnerst du dich noch, wie die Kohle fragte, warum sie dort drunten gefangen gehalten würde?

Die Erde schweigt. Aber sie weiß, was sie will.

Das ist das Märchen vom Steinkohlenwald.



Wortmünzen

Erklärt von Harald Wolf.

Ein edles Beispiel macht die schweren Taten leicht. (Goethe.)

Das Leben macht es dem Menschen gar nicht leicht, vorwärtszukommen. Wer es zu etwas bringen will, muß unermüdlich schaffen und schaffen und schaffen, ehe er wirklich am Ziele ist. Da möchte mancher unwillig verzagen oder mutlos „die Flinte ins Korn werfen", wenn die Arbeit allzu schwer wird. Aber darüber hinaus kommen wir gar oft noch in Lebenslagen, die ganz besonders große Anstrengungen oder schwere Taten oder tapferes Erdulden von uns fordern. Krankheit und Unglück bringen Not und Entbehrungen; der Tod schafft bitteres Herzeleid; auf vieles, was wir gern haben oder tun möchten, müssen wir verzichten; Unglücksfälle und ansteckende Krankheiten unserer Mitmenschen verlangen oft wahre Heldentaten von uns. (Johanna Sebus.)

Wie unsagbar schwer wird es dann oft dem schwachen Menschen, dies alles zu ertragen oder zu vollbringen! Wie mancher wäre schon verzweifelt oder hätte wohl gar in seiner Trostlosigkeit seinem Leben ein Ende gemacht, wenn ihn nicht eines wieder aufgerichtet, stark gemacht, vorwärtsgetrieben, angefeuert hätte: das gute Vorbild, das edle Beispiel!

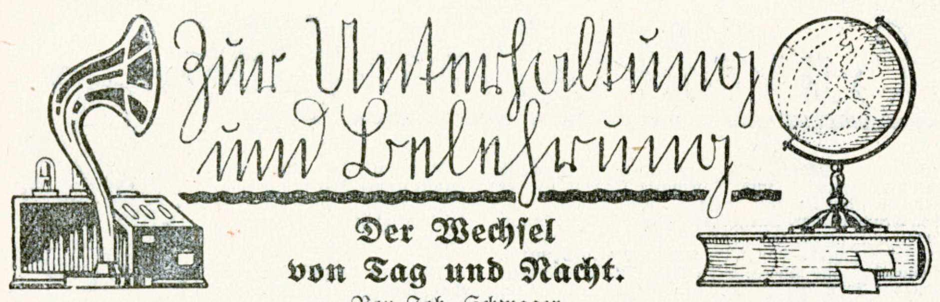
Ein schweres Unglück ist passiert, zwei Eisenbahnzüge sind ineinandergeraſt, ein schlagendes Wetter hat Bergleute verschüttet, eine Überschwemmung droht Menschenleben zu vernichten. Wer helfen wollte, müßte Gesundheit und Leben aufs Spiel setzen, müßte mit seinen schwachen Kräften Übermenschliches leisten. Wenn aber da einer ist, der ohne die Gefahr zu achten mit Ausdauer und aller Energie zugreift, dann werden viele neben ihm Kraft und Mut bekommen und es ihm gleich tun in edler Nächstenliebe. Wollen die Kräfte erlahmen, so genügt ein einziger Blick auf diesen einen Starken, Mutigen, und es ist, als strömte von ihm aus frische Kraft und neuer Mut in uns über. Mit einem solch leuchtenden Vorbild vor Augen werden uns so die allerschwersten Taten leicht, können wir die größten Hindernisse tapfer bezwingen!

Wenn für die Schulaufgaben oder häuslichen Helferdienste die Kräfte versagen wollen, wird ein Blick auf den Bruder oder die Schwester oder den Schulkameraden, die unverdrossen und mit Pflichteifer ihre Arbeiten erledigen, auch unsern Körper und Geist wieder erfrischen und ermutigen.

Nur immer das Auge fest auf solche gerichtet, die Größeres und Besseres als wir vollbringen, dann wird uns manches möglich werden, was vorher unausführbar schien!

Gesell' dich einem Bessern zu, daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen, Wer selbst nicht besser ist als du, der kann dich auch nicht weiterbringen.

Rückert.



Der Wechsel von Tag und Nacht.

Von Joh. Schwager.

Man sagt, daß das Jahr 365 Tage habe, von je 24 Stunden. Jeder Tag teilt sich in die Lichtzeit und in die Nacht. Zwischen beiden Zeiten ist eine Übergangszeit: Die Dämmerung, die allerdings in manchen Gegenden kaum in Erscheinung tritt. Wir haben im Juni keine finstere Nacht. In diesem Monat sprechen wir von den „Hellen Nächten“, die im Grunde genommen eine bleibende Dämmerung sind. Wie entstehen nun eigentlich Tag und Nacht? Die Erdkugel dreht sich immer von West nach Ost. Eine bestimmte Zeit lang sehen wir die Sonne, die dann aber unseren Blicken entschwindet, sobald wir uns auf der Schattenseite der Erdkugel befinden. Durch die Erdkugel können wir nicht sehen. Sitzt du auf einer Reitschule, so siehst du deinen nicht mitfahrenden Freund nur so lange, wie du vorbeifährst. Befindest du dich auf der Gegenseite der Reitschulscheibe, so ist dein Freund deinen Blicken entschwunden. An der Hand der Zeichnung wird euch der Wechsel von Tag und Nacht klar.



Punkt 1 ist Berlin um 12 Uhr mittags. Punkt 2 Berlin um 6 Uhr abends. Punkt 3 Berlin um 12 Uhr nachts. Punkt 4 Berlin 6 Uhr morgens. Aus der Tatsache, daß die verschiedenen Tageszeiten durch die Erddrehung von West nach Ost bestimmt werden, ist auch erklärlich, daß jeder Ort eine andere Zeit haben müßte. In Wirklichkeit geht auch die Sonne in den einzelnen Orten zu verschiedenen Zeiten auf und unter. Wenn wir in Deutschland Mittagbrot gegessen haben, geht in Amerika erst die Sonne auf. So müßten nun eigentlich die Uhren in allen Orten, solange sie auf verschiedenen Längsgraden liegen, andere Zeiten anzeigen und nur die Orte, die auf gleichem Längsgrad liegen, dieselbe.

Diese Einrichtung würde allerdings üble **Folgen für die Wirtschaft haben.** Hätten die Orte alle verschiedene Zeit, so wäre beispielsweise ein geregelter Eisenbahnverkehr unmöglich, und viele Unglücke würden geschehen. So haben die Menschen bestimmte Zonen festgelegt, innerhalb deren die Uhren gleiche Zeit anzeigen müssen. In Europa unterscheidet man die mitteleuropäische, osteuropäische und westeuropäische Zeit. Fährt ein Zug über die Grenze der westeuropäischen Zone zur mitteleuropäischen, so ist plötzlich eine andere Zeit maßgebend, nämlich, es wird später sein. Umgekehrt, kommt ein Zug aus osteuropäischer nach mitteleuropäischer Zone, so werden die Reisenden ihre Uhren zurückstellen müssen. An der Hand folgender Tabelle seien euch die Zeitunterschiede gesagt. Wenn es in Deutschland nach mitteleuropäischer Zeit 12 Uhr mittags ist, so ist die Ortszeit von

Lissabon	10^{24}	v.	Bombay	3^{51}	n.
Madrid	10^{46}	v.	Kalkutta	4^{53}	n.
London	11^{00}	v.	Hongkong	6^{37}	n.
Paris	11^{09}	v.	Yokohama	8^{19}	n.
Zürich	11^{34}	v.	Melbourne	8^{40}	n.
Rom	11^{50}	v.	Honolulu	12^{29}	v.
Kopenhagen	11^{50}	v.	St. Franzisko	2^{50}	v.
Athen	12^{35}	n.	Mexiko	4^{24}	v.
Konstantinopel	12^{56}	n.	Chikago	5^{10}	v.
Leningrad	1^{01}	n.	New York	6^{04}	v.
Kairo	1^{05}	n.			

v. = vormittags, n. = nachmittags.

Auflösung des Bilderrätsels aus Coco Nummer 7.

Ende gut, alles gut!

Briefkasten

Breslauer Wildfang, Breslau; Maria Sieberichs, Rheydt; Anneliese und Rosemarie Eggen, Kloster Wennigsen am Deister; Else Wagner, Breidenbach; Thea Trumpfheller, Darmstadt; Ruth Medger, Stolp; Rudolf Gutenstein, Offenbach; Erni Spieß, Hamburg-Eimsbüttel; Gerda Dostal, Düsseldorf; Karlo Schmahl, Offenbach; Hans Quanz, Mansbach; Betty Scherzer, Dümgen; Erich und Kurt Heinz, Wilkau; Erich Biley, Stuttgart; Rudi Bergmann, Gaitzsch; Rosi Schainholz, Hannover; Anneliese Kämmicke, Erfurt; Irmgard Eicke, Bad Rehburg; Hanni und Frieda, Reideburg; Hans Fischer, Brühl; Willi Breuer, Brühl; Gerda Herrmann, Wilchwitz; Gretl und Hetti, Herne; Erika Seidel, Dresden-N.; Rita Döring, Berlin; M. Lücke, Marke Nr. 34; Anneliese Johanna Hoßbach Höhr; Lotti Boos, Frankfurt; Josef Pradöhl, Köln.

Aus Raummangel müssen wir uns begnügen, euch an dieser Stelle herzlich zu danken und zu grüßen.

Coco-Heil!

Paul Schulz in Berlin. Der Hirschkäfer wird auch Hornschröter genannt. Er wird bis zu 7,5 cm lang. Das Männchen hat große geweihartige Kiefer.

Coco-Freund Rolf in N. Gewiß hat der Coco einen großen Freundeskreis. Jawohl, viele Kinder haben uns Bilder und auch Gedichtchen geschickt. Diese Andenken heben wir in einer besonderen Mappe auf. Natürlich darfst du uns ein Bildchen von dir senden. Freundlichen Gruß!

Hermännchen. Jawohl, es gibt „Erdesser", sogar in Deutschland, und zwar in Niedersachsen. Diese, im Lüneburgischen auffindbare, tonige Erde, Steinbutter genannt, hat sich aus Infusorien (winzige Lebewesen, die vor Jahrtausenden existierten) gebildet. Sie hat einen öligen Geschmack und soll der Verdauung und Gesundheit sehr dienlich sein.

Erna Schneider, Wo? Selbstverständlich! Auch dein kleiner Bruder soll uns als Freund willkommen sein. Auf seinen ersten Brief sind wir gespannt. Euch beiden einen herzlichen Gruß.

Richard in Dresden. Statik ist der Teil der Mechanik, welcher die Gesetze vom Gleichgewicht der Körper behandelt.

Fleißige Coco-Leserin in Hochdahl. Besten Dank für die Übersendung deines Kinderspieles. Wahrscheinlich werden wir demnächst davon Gebrauch machen können. Die uns vorgelegten Erzählungen und Zeichnungen sind gut geraten.

Besten Gruß!

Hannchen in D. Philä ist eine Nil-Insel, oberhalb Assuan. Sie hat prächtige Ruinen (Isis-Tempel), die durch das Nilstauwerk meist zur Hälfte unter Wasser stehen, gewiß ein herrlicher Anblick.

Die drei Lustigen, Witten. Die schönen Kinderzeitungen „Coco" und „Fips" kosten nichts. Das ist fein, nicht wahr? Fordert sie nur in den Kolonialwaren-Geschäften ein, ihr bekommt sie dann unentgeltlich.

Annemarie. Du weißt nicht, wer Anton Flettner ist? — Er ist der Erbauer des Flettner-Ruders, das bei großen Schiffen sehr vorteilhaft Verwendung findet. Das neueste von ihm ist der Flettner-Rotor; statt der Segel beim Schiff verwendet F. sich drehende Walzen, daher auch der Name Walzensegler. Sicher hast du schon in den Illustrierten Zeitungen Abbildungen davon gesehen.

Peter Bongartz, Bonn. Bisher war wohl das Woolworthgebäude in Neuyork mit 236 m und 55 Stockwerken der höchste Wolkenkratzer. In Detroit (Nordamerika), bekannt durch die großen Autofabriken von Ford, ist jetzt ein Turmhaus mit sogar 81 Stockwerken gebaut worden, welches wohl das größte Hochhaus der Welt sein dürfte.

W. v. d. L. vom Niederrhein. Der kleine Coco wird sicherlich auch Goch wieder einmal aufsuchen. Wann das geschehen wird, können wir noch nicht sagen.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Der kleine Coco" oder „Fips", die heitere Post.

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an die Adresse: „Der kleine Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)